

# Aus der Reihe "Um dChile n ume"

Autor(en): **Bolliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **53 (1979)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559357>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans Bolliger, Küttigen

Aus der Reihe «Um dChile nume»

## *De Fuulenzler*

Di Umbouarbete a euser Chile ofem Chilchbergli änné, wo di beede Silberlinde linggs und rächts vom Ygang i Gfaar braacht hend, der Bouerei müesse Platz z mache, veranlasse mi en Blick zruggzwerfe i di Zyt, wo di beede Bäum pflanzet woorde sind, a Stell vo zwoo alte Platane, wo vorher ihre Platz yгнаа hend.

Es läbe hüt nume no wenig Lüüt, wo sich a di zwee Patriarche möge erinere, und die sind ime Alter, wo si wüsse, dass au ine bald d Wurzle abfuule und d Dolder afäänd düüre.

Wis ja unglych zuegaat mit em Läbesalter vo de Mönsche, so isch es au gsy bi dené Torhüetere bi eusem Chileygang. Dä lingger Hand isch no gsund und chräftig gsy, aber dä rechts het agfange serble. Vo Jaar zu Jaar sind sini Uuswüchs schwächer woorde. Schliesslech isch eis Dolder ums ander abdüüret, sodass de Baum kei Aaschpruch me het chönne mache als Zierbaum und me bifunde het, me well en bisytige, öb er ganz abdüüri.

Natüürli het si Kamerad zur Rächte au müesse draa glaube, obwohl ers gsundheitlech vilicht nu jaarelang taa hätt. Aber me het doch müesse en Doppelposchte haa, nume ei Baum hätt der landschaftleche Schönheit und jeder Symetrie Hoon gschproche.

Es isch im Winter 1901/02 gsy, wo der Pfyfer-Hans und mi Vater di Bäum gfällt hend. Es isch nid grad en liechti Arbet gsy, will me si nid nume het chönne la falle, wi Bäum im Wald uss oder of freiem Fäld, me het müesse Sorg haa zu de Gräbere, de Denkmälere und au zum Chiledach.

I bi do zääjäärig gsy und ha mi natüürli sehr interessiert biteiliget als Zueschauer und öppe als Handlanger. Immer hets gheisse: Chlyne reich das, Chlyne reich disers, läng mer das, läng mer disers.

A dem Taag, wos drum z tue gsi isch, dass di beede Uraane, wo wer weiss wi mängi Mönschegeneration gsee hend is Grab sinke, sälber hätte selle z Fall choo, hani e freie Schuelhalbtag ghaa und mi natüürli gfreut drüber.

«Hesch nid i d Schuel müesse?» seit de Pfyfer-Hans. «Nei, mer hend hüt frei.»

«Rächt so. I d Schuel cheisch immer no, aber Platane werde da diner Läbtig keini me umtaa.» Mit dem het er d Waldsaage gnaa. «So chom, mer wend de Schtock absaage», das het im Vater gulte.

«Wart nu echli», seit dä und hocket ufe Schtamme, «da hämmer au no nie Wy trunke und trinke au kene me uf dem Baum, gang reich es Glas voll», seit er zu mir.

Wäärenddem si gmüetlech ihre Zwüschetrunke gnosse hend of dem Schtamme, hend si gwerweiset, was ächt mit dem Holz mües gaa.

«He, d'Schtämme verholze mer emel nid, die werde scho gchauft, si sind ja gsund», het der Pfyfer-Hans bischtimmt als Forscht- und Schtaatsbammert.

«Wi vil Määs gisch ene?» seit de Vater.

«s' macht keini en halbe Kubik, wenn i ietz nume s'Mässband da hätt und de Fuulenzler, denn wet ders gly sääge.»

«He de Chly cha ja di Sache go reiche, denn bruucht me nachher nid no einisch z mässe, du bisch ja bieidiget.»

«Ja, guet», gasch gschwing zu mir ue und seisch zu der Frau, si sell der sMässband gää und de Fuulenzler.»

I ha müesse lache: «Jä was isch das für ne Fuulenzler?»

«He, das isch es Buech mit Mässtabelle drin, as me nid alls mues sälber usrächne; dFrau weis's scho, si seit *mir* mängisch no Fuulenzler.»

I bi ggange und ha der Frau de Uuftraag usgrichtet, si het gsuecht i der Schublade in: «s Mässband wär daa, aber de Fuulenzler, wo het er ächt ietz dä anegneuset?»

Si het di Schublade nuuspackt, verschideni Sache und Buecher vo der Waldwirtschaft sind vürechoo, aber de Fuulenzler isch nid deby gsy. Si isch gly emal echli ärgerlech woorde und het das Züüg immer haschtiger ume-nand gleit.

«I finde ne nid, er hätt ä chönne sälber choo, i weiss nid, wo n er sini Sache immer anetuet.» Und wyter het si gsuecht.

«Also i finde ne nid, gang nume und säg eusem Vater, er seig en Fuulenzler, suscht wär er sälber choo», und git mer sMässband.

I ha mi so langsam gäg der Tüür keert, es isch mer nid ganz rächt gsy, as i nume der halb Uuftraag ha chönne uusfüere, und denn hätt i doch gar gäärn gwüsst, wi so ne Fuulenzler usgseht. Si het no öppis brummlet hinder mer dry vo dSach nie as rächt Oort anetue, aber sie mues doch no einisch gsuecht haa, denn i bi nanig dur dChuchi dur gsy, so rüeft si: «Woll ietz hane ne, da isch er, aber sägs nume im Vater, er sell s nächscht Maal sälber cho, *er* seig en Fuulenzler, i heigs gseit.»

«So, het dMuetter das Züüg gfunde», het der Pfyfer-Hans gseit, won i choo bi demit.

«Nid grad, sMässband scho, aber de Fuulenzler nid.»

«Ja, das hani tänkt, sisch mer eerscht z Sinn choo, wo d scho furt gsy bisch, das ene da und da hi gleit ha und nid as Oort. Het si gschumpfe?»

«Ja, si het gseit –»

«Sägs nume, i weiss scho ungfäär.»

«He si het gseit, dir hättet chönne sälber cho.»

«Susch nüt me?»

«He, he wol, si het no gseit – – – dir seiget en – – – Fuulenzler.»

Ietz het er helluuf glachet. «Ja, das hani scho gwüsst.»

Wäärend miner Abwesenheit hend die Manne dSchtöck und dChroone abgsaaget ghaa und dSchtämme sind frei daglääge. Mit Hilf vo Mässband und Fuulenzler het er denn de genau Inhalt ermittelt, und es het sich zeigt, dass er mit siner Schatzig nid wyt dernebe graate nisch.

Wo mer zAabe gnaa hend, so het mi Vater gseit zu mir: «So, wen dsibezgi bisch, so cheisch de chlyne Buebe verzelle, dass vor sechzg Jaare da zwoo Platane gschtande seige und dass du deby gsi seigisch, wo me si umtaa heig.»

Und de Pfyfer-Hans het no bygfüegt: «Ja und do heig im Pfyfer-Hans si Frau im Maa Fuulenzler gseit, das vergisich so wenig wi sander.» Und dass er rächt ghaa het, das isch biwiese, suscht chönt is ietz nid verzelle.

I di glyche Löcher ie sind denn sofort zwoo jungi Silberlinde pflanzt worde. Einigi Jaar sind si fröölech gwachse, aber ufs Maal het die of der Süüdsyte, ebe die rächter Hand, wo früecher scho ufem glyche Platz dPlatane abschtorbe nisch, agfange särble und isch rasch ygange. Si isch sofort dur ne zwöiti ersetzt worde, aber es isch gsy wi ne Usääge, au die isch nid gwachse, uf dem Platz het nüt me welle gideihe. Eerscht en dritti het sich denn entschlosse, ired Wächteramt als Chiletoorhüeter ufznää.

Dur geeignete Rückschnitt vo der eerschte nördleche Linde het mes denn derzue braacht, dass der Grösseunderscheid nid gar so uffällig worde nisch.

Bi der Bouerei im Jaar 1956 aber het denn di süüdlechi Linde doch müesse entfernt werde. Di nördlechi aber schtaat hüt no als stattleche 76jährige Baum als einzige Toorhüeter, und i frage mi, wi lang ass ächt gaat, bis wider en chlyne Bueb cha verzelle, wis zuegange seig b irem Uusmache.

## *Nusschrüsi*

«Du, i wett wider einisch Nusschrüsi», sagte mein Freund plötzlich, als wir unter einem Nussbaum durchgingen, der seine grünen Früchte «höckweise» aus dem dunkeln Laub hervorgucken liess.

Diese Bemerkung gab den Anlass zu manchem Erinnerungsaustausch aus längst verflossener Jugendzeit. Aus der Zeit, da noch fast jedes Haus mit

der mächtigen, weitausladenden Krone eines Nussbaumes beschattet wurde, als namentlich die Bachufer von diesen gewaltigen Baumriesen flankiert waren, bevor sie des hohen Holzwertes wegen der Gewinnsucht zum Opfer fielen und Raubbau mit diesem kostbaren Erbe unserer Väter getrieben wurde.

Obwohl der Ertrag der Nussbäume, wenn man die mühevollen, oft gefährliche Arbeit des Nusschwingens, die Mühe des Auflesens, des Entschalens und des Trocknens in Betracht zieht, kein lohnender war (auf dem Markt galten acht bis zehn oder zwölf Höck, je nach der Grösse der Früchte, einen Batzen und das Viertel 2 bis 2,50 Fr.), so war die Walnuss doch eine sehr begehrte Frucht. Kein Erzeugnis der Landwirtschaft war dem Feldfrevler mehr ausgesetzt als die Nuss. Stundenlang konnten die Buben nach einem Sturm in Nässe und Kälte unter den Bäumen herumstreichen und Nüsse suchen oder sie wohl auch mit Steinen und Stöcken herunterschlagen, während sie gleichzeitig mit den schönsten Äpfeln Fussball spielten. Die Nüsse hatten kein Recht. Jedermann glaubte sich berechtigt, die Schalenfrüchte bei jeder Gelegenheit sich vom Baum des Nachbarn anzueignen. Kein Feldfrevler wurde, wenn Anzeige erfolgte, von der Behörde so wenig geahndet wie der Nussdiebstahl. Ein früherer Ammann soll zu seinen Gemeinderäten folgende Äusserung gemacht haben: «Schtrafet mer nume d' Nussbuebe nid z fescht, i ha ame au d'Hosebei zäembunde und si gfüllt mit Nüsse.»

Während des Winters dienten sie als Zuspeise zum Neunuhrbrot, den Weihnachtsbaum schmückten versilberte oder vergoldete Nüsse, und an den Neujahrsfeiertagen gehörten Nüsse auf den Tisch. Noch heute kann ich mir keinen Silvesterabend und keinen Neujahrstag ohne dieselben vorstellen.

War aber die Ernte eine besonders reichliche, so brachte man die entschalteten Kerne zur Öle, um das würzige Nussöl und als Abgang Nusschrüsi zu erhalten. Was waren das für herrliche Abende, wenn es ans Nussaufklopfen ging. Die sog. Stubetenabende waren damals noch allgemein Mode. Die jungen Mädchen und Frauen luden abwechselungsweise ihre Freundinnen und Bekannten zur Stubeten ein. War keine besondere abendliche Hausarbeit, wie Rübenabschneiden, Äpfelstückeln zu Dörrzwecken etc., so setzten sich die Leute an den Tisch in der heimeligen Wohnstube und beschäftigten sich mit Handarbeiten, Stricken, Häkeln, Nähen usw. Dass das Mundwerk nicht zu kurz kam, dafür sorgte ein Glas einheimischer Wein, nebst selbstgebackenem Brot und Nüssen. Dann erschallten wohl auch altvertraute Volkslieder und längst vergessene wehmütige Liebesweisen. Dass sich nach und nach auch die männlichen Liebhaber und Freunde herbeiliessen, sei nur nebenbei gesagt.

Das Nussaufklopfen aber gestaltete diese schönen Abende zum besonderen Fest. Gewöhnlich der Hausvater oder eine andere männliche Person



klopfte die Schalen der Früchte mit dem Hammer auf einem Ziegelstein oder auf einem Stück Holz entzwei und warf sie in die Mitte des Tisches auf einen Haufen. Aufgabe der weiblichen Anwesenden war es, die Kerne von den Schalen und Zwischenwänden zu säubern und zu sortieren. Nussknacker kannte man noch nicht. Es gehörte ein gewisser Trick dazu, die Nuss mit einem einzigen Hammerstreich so zu treffen, dass die Kerne mühelos herausgenommen werden konnten. Die Nuss musste auf die Spitze gestellt werden, dann spaltete sich die Schale durch einen geschickt ausgeführten Streich der Länge nach in vier Teile und fiel in der Regel von selbst ab. Natürlich mussten die Nüsse vorher gehörig getrocknet sein, was eine etwas heikle Arbeit war, weil sie gern schimmelig wurden, wenn zu wenig, und einen Ölgeschmack erhielten, wenn zu viel Wärme dazukam. Dass mancher Kern statt in den Sack, in den Mund der aufklaubenden Mädchen geriet, wurde keinem übelgenommen.

Hatte man dann ein genügendes Quantum beisammen, es brauchte zu einem Öldruck mindestens ein Viertel (15 Liter) Kerne, so gings zur Öle. Diese befand sich in der obern Mühle, im Hause der heutigen Plüschfabrik Kuny & Co. An ihr Vorhandensein reicht meine Erinnerung nicht zurück. Verblieben ist nur noch der Flurname «Öle», sowie verschiedene Dorfnamen, s Ölers oder s Ölermüllimachers. Der letzte Ölermühlenmacher wohnte in dem Strohhause, auf dessen Platz jetzt das Wohnhaus des verstorbenen Wehrli Hans, Jägerhansen, steht.

In Biberstein jedoch erhielt sich das Werk viel länger. Ich selber bin noch oft mit Nusskernen in die dortige Öle geschickt worden. Sie befand sich im Hause des Jakob Käser-Häuselmann. Auf der Giebelseite war unverhüllt ein grosses Wasserrad angebracht, das vom Bach aus der Buchhalde, der offen über die Eichgasse lief, getrieben wurde, und das wiederum seine Kraft auf das alte Ölwerk, auf eine Schleiferei und Feilenhauerei übertrug.

Als mit dem Ableben des Besitzers, Herrn Siebenmann, auch dieser Zeuge früherer Kultur verschwinden musste, bin ich noch mehrere Male nach Veltheim in die alte Öle gezogen. Man nahm den Sack mit den Nusskernen auf die Hutte, den halbrund geformten Ölkänister unten drein und marschierte los. Freute man sich auf dem Hinweg, nach langem Wege am Bestimmungsort seine Last niederlegen zu können, so war der Rückweg eher beschwerlicher, denn das Gewicht blieb das gleiche, und durch das Plan-schen in der halbvollen Kanne wurde das Tragen erschwert.

Das ganze Getriebe der Ölpresen war aus Holz, daher ein beständiges Knarren und Girren.

Zuerst mussten die Kerne gerieben werden. Auf dem runden Reibbett lief an hölzerner Achse der schwere Reibstein ringsum und zermalmte sie. Die so erhaltene Maische musste nun gekocht werden, damit das Öl flüssig wur-

de. In grosser Eisenpfanne auf steinernem Herd drehte sich unablässig die automatische Rührkelle, um ein Anbrennen zu verhindern. Hatte die Masse den nötigen Erhitzungsgrad, so kam sie, in Jutetücher verpackt, auf die Presse. Durch den Hammer, einen aufrechtstehenden schweren Balken, vom Wendelbaum gehoben und wieder fallengelassen, wurde ein starker, eichener Keil eingetrieben, der die Maische zusammendrückte und das Öl auspresste. War der Keil vollständig eingezwängt und das Öl abgelassen, so erfolgte die Prozedur in umgekehrter Weise. Ein weiteres Stück Holz, unten dicker als oben, wurde vom Hammer eingeschlagen, wodurch der erste Keil nach und nach herausgetrieben wurde. Die Masse im Jutetuch bestand nun aus zusammenhängendem, festem Kuchen, dem sogenannten Chrüsi, das als besonderer Leckerbissen galt. Je nachdem man das Öl schätzte, konnten die Rückstände ein zweites Mal gedrückt werden, wobei sie neuerdings gerieben, gekocht und gepresst werden mussten. In diesem Falle war dann aber das Chrüsi trocken und nicht mehr so schmackhaft.

Recht bescheiden war der Ölerlohn. Es wurden verlangt pro Druck Nusskerne 40 Rappen, während Lewat und Mohn sogar nur mit 30 Rappen berechnet wurden.

Gar heimelig war es an kalten Tagen auf dem langen Sitzofen in der Öle zu Veltheim, im abgelegenen Tälchen. Der horizontal angebrachte Kamin bildete mit seiner obern Fläche eine bequeme Sitzbank, die nach und nach durch das Feuern im gemauerten Ofen eine angenehme Wärme ausstrahlte. Diese alte Öle im Schenkenbergertal hat sich bis in die Neuzeit erhalten und fiel leider vor vielleicht zehn Jahren einer Feuersbrunst zum Opfer. Heute arbeitet man mit modernen Maschinen rationeller, aber sicher nicht billiger, und unsere Zeit ist um eine schöne Poesie ärmer geworden.

Wenn ich heimkam, wartete jung und alt auf das langersehnte Chrüsi. Alle machten sich darüber her, bis die Mutter Einhalt gebot mit der Bemerkung: Jetzt höret aber uf, wenn der no Chrüsichrapfe wend. Denn am folgenden Tag wurde geküchelt, das zerriebene Chrüsi, in der Regel mit dürrem Birnenteig vermischt, in Nussöl gebacken, die sogenannten Chrüsichrapfen waren ein Genuss, den man nicht mehr vergisst. Aber auch das Kartoffel-Bröisi und andere mit Nussöl zubereitete Speisen bildeten begehrte Mahlzeiten.

Gewiss, die damalige Zeit war ausgefüllt mit mühevoller, harter Handarbeit, mit wenig Erholung und spärlichen Feiertagen, desto mehr galten die kleinen, bescheidenen Freuden, über welche die heutige Welt zwar lächelt, die uns aber damals so viel bedeuteten und uns ebenso zufrieden und glücklich machten, wie es die gegenwärtige Jugend mit ihren Sportanlässen, Kino- und Dancingbesuchen, Weekendreisen und Skifahrten werden kann.

Die beiden Geschichten sind anlässlich des Wettbewerbes zum hundertjährigen Bestehen des Kulturkreises Küttigen-Rombach eingegangen. Hans Bolliger hat mit diesen und anderen Texten den ersten Preis erhalten. Dem Kulturkreis Küttigen-Rombach danken wir für die Druckerlaubnis.